



Newsletter, November 2025



Editorial

Hamburg, im November 2025

Sehr geehrte Damen und Herren,

heute erreicht Sie unser 59. DZSKJ-Newsletter, die dritte Ausgabe des Jahres 2025. In der vorliegenden Ausgabe haben wir wieder neueste und aus unserer Sicht sehr relevante Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Suchtgefahren und Suchtstörungen des Kindes- und Jugendalters für Sie zusammengefasst. Diesmal liegt der Schwerpunkt auf internationalen Studien im Bereich der Substanzkonsumstörungen. Die Studienergebnisse, die wir in unseren Newslettern regelmäßig berichten, beziehen sich auf ganz verschiedene Formen (z.B. stoffgebundene und nichtstoffliche Süchte) und Aspekte der Suchterkrankungen bei jungen Menschen. Unser Ziel ist es, Ihnen aktuelles und für Ihre Arbeit relevantes Forschungswissen näher zu bringen. Wir hoffen, die hier zusammengefassten Studien sind für Sie interessant und für Ihr Verständnis der Entstehungsbedingungen, der Prävention und

Behandlung von Suchtstörungen im Kindes- und Jugendalter hilfreich.

In der vorliegenden Ausgabe des DZSKJ-Newsletter finden Sie zusammengefasste Studienergebnisse zu folgenden Themen:

1. Partizipativ, praxisnah, wirksam? Digitale Tools zur Prävention problematischer Internetnutzung im Co-Design mit Kindern und Eltern

Ein partizipativer Designansatz (Co-Design) mit frühzeitiger und kontinuierlicher Einbindung beider Gruppen kann Akzeptanz, Nutzbarkeit und Wirksamkeit erhöhen, sowie passgenaue und alltagsnahe Lösungen sichern. Die vorliegende Studie untersuchte, wie digitale Tools gestaltet werden können, um junge Kinder wirksam vor problematischer Internetnutzung zu schützen.

2. Die schützende Rolle von sozialer Zugehörigkeit: Einsamkeit als Mediator zwischen exzessiver Internetnutzung und depressiven Symptomen bei Jugendlichen



Bislang mangelt es an Studien, die die verstärkende Rolle von Einsamkeit, bzw. die schützende Rolle von sozialer Zugehörigkeit, in der Beziehung zwischen einer exzessiven Internetnutzung und depressiven Symptomen bei Jugendlichen untersuchen. In der vorliegenden Studie aus Finnland wurden diese Zusammenhänge anhand der Daten einer Stichprobe von 131.528 Schüler:innen untersucht.

3. Die Rolle von Videospielgewohnheiten in der Beziehung zwischen Geschlechterunterschieden und Einstellungen gegenüber Gewalt bei Jugendlichen Im Rahmen der Studie wurden Nutzungsgewohnheiten von Videospielen sowie Einstellungen gegenüber Gewalt und die Frustrationstoleranz unter Schüler:innen in Spanien untersucht. Die Untersuchung soll die Mechanismen aufzeigen, durch die sich Geschlechtsunterschiede in Gewaltakzeptanz erklären. Ausserdem soll geprüft werden, ob eine hohe Frustrationstoleranz diese Effekte abschwächt. Damit sollen Ansatzpunkte für pädagogische Interventionen identifiziert werden.

4. Die Prävalenz psychischer Störungen von „Care Leavern“ – ehemalg institutionell untergebrachten jungen Erwachsenen Junge Menschen, die außerhalb ihrer Herkunftsfamilien in Jugendhilfeeinrichtungen aufwachsen, haben eine erhöhte Risiko für ungünstige Entwicklungsverläufe, chronifizierte psychische Erkrankungen, Armut und Arbeitslosigkeit. Allerdings handelt es sich dabei um eine bisher vergleichsweise wenig untersuchte Zielgruppe, die schwer zu erreichen ist. Ziel der Studie ist es, die Prävalenz von psychischen Störungen bei ehemals fremdplatzierten jungen Erwachsenen in der Schweiz zu untersuchen.

Wir hoffen mit dieser Themenauswahl Ihr Interesse getroffen zu haben! Wir freuen uns sehr über das große Interesse an unserem Newsletter! Interessentinnen und Interessenten steht er auf unserer Homepage www.dzskj.de zum Download zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Nicolas Arnaud, Redakteur
PD. Dr. Kerstin Paschke, Ärztliche Leiterin

Impressum:

Herausgeber: Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
PD. Dr. Kerstin Paschke
c/o Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Martinistrasse 52
20246 Hamburg
Telefon: 040/7410-59307
E-Mail: sekretariat.dzskj@uke.de
Erscheinungsweise vierteljährlich

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

1. Partizipativ, praxisnah, wirksam? Digitale Tools zur Prävention problematischer Internetnutzung im Co-Design mit Kindern und Eltern

Hintergrund und Fragestellung

Die suchtartige Nutzung des Internets gilt inzwischen als ernsthaftes Gesundheitsproblem, das schon junge Kinder unter 12 Jahren betrifft. Zu viel Bildschirmzeit kann zu Konzentrationsstörungen, Schlafproblemen, Angst, sozialem Rückzug oder schulischen Schwierigkeiten führen. Bisherige Präventionsansätze – etwa Schulprogramme, elterliche Aufklärung oder Therapien – sind häufig nur begrenzt (nachhaltig) wirksam, zeitlich begrenzt oder schwer zugänglich (z.B. durch begrenzte Verfügbarkeit von qualifizierten Fachkräften), insbesondere in einkommensschwachen Regionen. Digitale Hilfs- und Begrenzungsmöglichkeiten können diese Limitationen gezielt adressieren, indem sie ortsunabhängig und ressourcenarm sind und kontinuierliche personalisierbare Unterstützung bieten. Obwohl digitale Präventionstools (z.B. Google Family Link, Digital Detox Apps) bereits verbreitet sind, bestehen weiterhin zentrale Einschränkungen, darunter unzureichende Evidenz zur Wirksamkeit oder geringe Akzeptanz und Nutzungsbereitschaft. Letzteres dürfte mitunter durch eine bislang unzureichende Einbindung der Bedarfe von Kindern und Eltern als Hauptnutzungsgruppen mitbedingt sein. Ein partizipativer Designansatz (Co-Design) mit frühzeitiger und kontinuierlicher Einbindung beider Gruppen kann Akzeptanz, Nutzbarkeit und Wirksamkeit erhöhen, sowie passgenaue und alltagsnahe Lösungen sichern.

Ziel der Studie

Die vorliegende Studie untersuchte, wie digitale Tools gestaltet werden können, um junge Kinder wirksam vor problematischer Internetnutzung zu schützen. Durch einen Co-Design Ansatz wurden sowohl Perspektiven der Eltern als Kinder aktiv in die Entwicklung der digitalen Tools einbezogen.

Methoden

Die Rekrutierung fand in Indonesien statt, mit einem Fokus auf ressourcenarme Regionen als Hochrisikogruppe. Insgesamt nahmen 12 Kinder zwischen sieben und elf Jahren und jeweils ein Elternteil an drei aufeinander aufbauenden Workshops teil, wobei es getrennte Gruppen für Eltern und Kinder gab. Im ersten Workshop sammelten die Teilnehmenden Ideen, welche Strategien grundsätzlich gegen übermäßige Internetnutzung helfen könnten. Im zweiten entwarfen sie mit spielerischen Methoden – etwa mit Karten, Bastelmaterialien und einfachen App-Vorlagen – konkrete Vorschläge für digitale Tools, wobei für Kinder strukturierende Hilfen und Wahloptionen bereitgestellt wurden. Im dritten Schritt bewerteten sie die entwickelten Ideen hinsichtlich Nützlichkeit und Akzeptanz und diskutierten ihre Vor- und Nachteile.

Ergebnisse

Aus den Ergebnissen der Diskussionen und Gestaltungsphasen ergaben sich sieben zentrale Strategien, die aus Sicht der Teilnehmenden wichtig sind, um problematischer Internetnutzung vorzubeugen: Kinder sollten (1) zu alternativen Aktivitäten motiviert werden, (2) klare und verständlich erklärte Regeln für Bildschirmzeiten haben, (3) an der Festlegung dieser Regeln beteiligt werden, (4) vor ungeeigneten Inhalten geschützt werden, und (5) Unterstützung in einer vielfältigen Freizeitgestaltung und ausgewogenen Tagesablauf bekommen. Eltern sollten hinsichtlich (6) gesunder Internetnutzung und angemessener Medienerziehungsmaßnahmen geschult und (7) in ihrer Vorbildfunktion im Umgang mit digitalen Medien gestärkt werden.



Darauf aufbauend entwickelten Kinder und Eltern acht Hauptfunktionen digitaler Tools mit insgesamt 18 konkreten Features. Dazu gehören (1) Vorschläge für attraktive Offline-Aktivitäten, (2) spielerische Lernmissionen zu positiven Online-Inhalten, (3) gemeinsame Vereinbarungen über Bildschirmzeiten mit Fortschrittsanzeige, (4) eine Planungsfunktion für den Tagesablauf, (5) Entscheidungshilfen für Eltern bei der Medienerziehung, (6) ein Punktesystem mit Belohnungen und Konsequenzen, (7) gemeinsame Online-Aktivitäten sowie (8) Verifikationssysteme um Zugang zu Apps und Inhalten zu regulieren.

Bei der Bewertung im dritten Workshop zeigte sich insgesamt hohe Nutzungsbereitschaft bei den Eltern, wobei gemeinsame Online-Aktivitäten den niedrigsten Wert erhielt (Eltern präferierten gemeinsame Offline-Aktivitäten). Kindern gefielen unterstützende und motivierende Tools insgesamt besser als einschränkende Ansätze (**Abb. 1**).

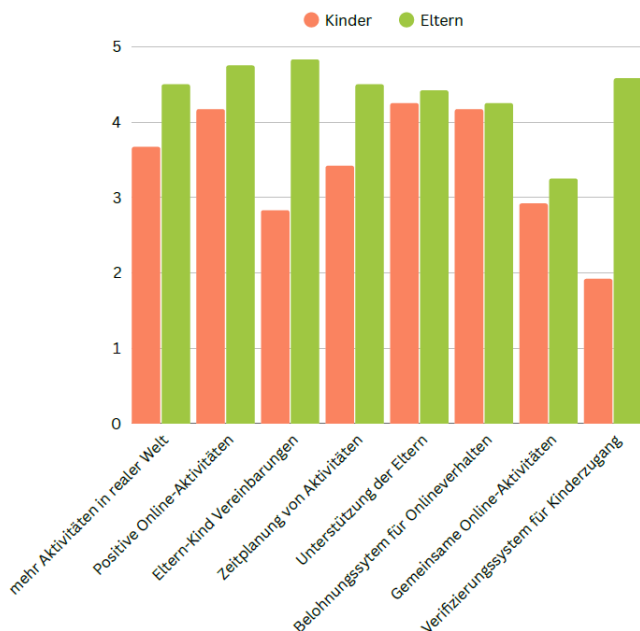


Abbildung 1. Bewertung der entwickelten digitalen Tools von Eltern („Willingness to use“) und Kindern („Do you like the idea?“). Höhere Werte bedeuten höhere Zustimmung.

Bewertung

Die Studie zeigt eindrücklich, wie ein partizipativer Ansatz in der Gestaltung digitaler Tools zur Prävention problematischer Internetnutzung aussehen kann und durch altersgerechte Hilfsmittel auch sehr junge Teilnehmende (7-11 Jahre) erfolgreich eingebunden werden können. In der Gestaltung digitaler Tools legen Kinder Wert auf ein spielerisches Selbstmanagement-System mit Missionen, Belohnungen und Anregungen für gute Mediengewohnheiten und Offline-Aktivitäten, während für Eltern Entscheidungshilfen und Tools zur angemessenen Mediation und positiven Vermittlung zentral sind. Einschränkungen wie die kleine Stichprobengröße und der spezifische kulturelle Kontext limitieren die Generalisierbarkeit der Erkenntnisse, und die Studie bleibt auf der Bewertungsebene ohne Wirksamkeitsnachweise. Dennoch liefert sie wertvolle Erkenntnisse und demonstriert, wie eine partizipative Entwicklung von digitalen Präventionsansätzen mit vulnerablen Gruppen gelingen kann.

Lucie Gebhardt, B. Sc.
Hanna Wiedemann, M.Sc.

Quelle

Theopilus, Y., Al Mahmud, A., Davis, H., Octavia, J. R., & Athalia, N. (2025). Digital Tools to Protect Young Children from Internet Addiction: Co-Designing with Children and Parents. *International Journal of Human-Computer Interaction*, 1-33.
<https://doi.org/10.1080/10447318.2025.2527846>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

2. Die schützende Rolle von sozialer Zugehörigkeit: Einsamkeit als Mediator zwischen exzessiver Internetnutzung und depressiven Symptomen bei Jugendlichen

Hintergrund und Fragestellung

Das Jugendalter ist eine kritische Phase für die psychische und soziale Entwicklung, in der psychische Belastungen wie depressive Symptome vermehrt auftreten können. Zeitgleich hat das Ausmaß einer exzessiven Internetnutzung (EIN) in dieser Altersgruppe stark zugenommen und wird zunehmend mit negativen psychischen Folgen in Verbindung gebracht. Studien zeigen, dass EIN reale soziale Kontakte beeinträchtigen und Gefühle der sozialer Isolation verstärken kann.

Innerhalb dieses Zusammenhangs wird Einsamkeit als verstärkender Faktor vermutet, da sie durch den Mangel an bedeutsamen sozialen Beziehungen entsteht. Das subjektiv wahrgenommene Gefühl von sozialer Zugehörigkeit und Teilhabe wurde in früheren Untersuchungen als Schutzfaktor identifiziert.

Bislang mangelt es jedoch an Untersuchungen, die explizit die verstärkende Rolle von Einsamkeit, bzw. die schützende Rolle von sozialer Zugehörigkeit, in der Beziehung zwischen EIN und depressiven Symptomen bei Jugendlichen untersucht.

Ziel der Studie

Die vorliegende Studie untersuchte daher den Einfluss von Einsamkeit und sozialer Zugehörigkeit auf die Beziehung zwischen EIN und depressiven Symptomen bei Jugendlichen. Dazu wurden drei Hypothesen formuliert:

- 1) EIN hängt positiv mit depressiven Symptomen zusammen.
- 2) Dieser Zusammenhang kann teilweise über Einsamkeit erklärt werden (Mediation).
- 3) Soziale Zugehörigkeit mildert diesen Zusammenhang (Moderation).

Methoden

Die Studie nutzte Daten der „*School Health Promotion Study 2019*“ des Finnischen Instituts für Gesundheit und Wohlbefinden. Die Stichprobe umfasste 131.528 Schüler:innen mit einem Durchschnittsalter von 16,5 Jahren und ausgeglichenem Geschlechterverhältnis (48,6 % ♂, 51,4 % ♀).

EIN wurde mit einem validierten Fragebogen erfasst, der die zentralen Aspekte des Komponentenmodells nach Griffith erfasst (Cronbach's $\alpha = 0,82$). Hierzu zählen die Unfähigkeit, die Internetnutzung zu reduzieren, Vernachlässigung sozialer und schulischer Verpflichtungen aufgrund der Internetnutzung, Nutzung des Internets ohne echtes Interesse, Unbehagen bei fehlendem Internetzugang und die Vernachlässigung grundlegender Bedürfnisse wie Essen oder Schlaf zugunsten der Internetnutzung.

Depressive Symptome wurden mit der gekürzten Form des Beck's Depressionsinventars gemessen (BDI-6; Cronbach's $\alpha = 0,87$).

Einsamkeit wurde mit Hilfe einer Frage zum subjektiven Gefühl der sozialen Isolation erfasst.

Das Ausmaß des sozialen Zugehörigkeitsgefühls wurde mit der „*Experiences of Social Inclusion Scale*“ (ESIS; Cronbach's $\alpha = 0,95$) bestimmt.

Zur Überprüfung der Hypothesen wurden geschlechtsadjustierte deskriptive Analysen, bivariate Korrelationsanalysen sowie eine moderierte Mediationsanalyse durchgeführt.

Ergebnisse

Die deskriptive Analyse zeigte zunächst signifikante Geschlechtsunterschiede: Mädchen berichteten höhere Werte in EIN, Einsamkeit und depressiven Symptomen. Jungen empfanden stärkere soziale

Zugehörigkeit. Korrelationsanalysen bestätigten positive Zusammenhänge zwischen EIN, Einsamkeit und Depression, während soziale Zugehörigkeit negativ korrelierte.

Im moderierten Mediationsmodell zeigte sich ein signifikanter, direkter und positiver Zusammenhang von EIN auf depressive Symptome, der ca. 60% des gesamten Zusammenhangs von EIN und depressiven Symptomen erklärte. Ca. 40% des Zusammenhangs von EIN und depressiven Symptomen wurden über das Einsamkeitsgefühl erklärt. Das Ausmaß der sozialen Zugehörigkeit stand jeweils in einem signifikanten, negativen Zusammenhang.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mehr EIN mit mehr depressiven Symptomen assoziiert war. Gleichzeitig hing mehr EIN auch mit mehr Einsamkeit zusammen, welche wiederum mit mehr depressiven Symptomen im Zusammenhang stand. Das Ausmaß an sozialer Zugehörigkeit wirkte sich jeweils schützend aus.

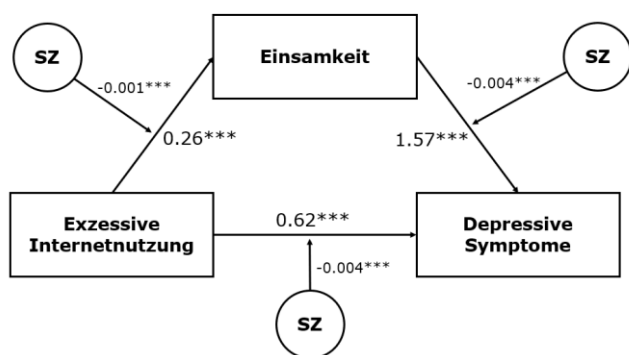


Abbildung 1. Die Beziehung von exzessiver Internetnutzung, Einsamkeit, sozialer Zugehörigkeit (SZ) und depressiven Symptomen als moderiertes Mediationsmodell

Bewertung

Die Ergebnisse unterstreichen die zentrale Rolle von Einsamkeit als psychosozialer Mechanismus, durch den sich EIN auf die psychische Gesundheit von Jugendlichen auswirkt.

Hilfsangebote sollten daher nicht nur auf die Reduktion der EIN abzielen, sondern auch das Einsamkeitsgefühl der Betroffenen adressieren. Gruppenbasierte Freizeitaktivitäten, ehrenamtliche Tätigkeiten oder Peer-Mentoring-Ansätze könnten

hilfreich sein, um das soziale Zugehörigkeitsgefühl von Jugendlichen zu stärken und die negativen Folgen der EIN zu mildern.

Bei der Interpretation der Ergebnisse muss beachtet werden, dass die Kausalität der Zusammenhänge durch das Querschnittsdesign der Studie nicht abschließend geklärt ist. Außerdem basieren die Informationen auf den Selbstberichten der Jugendlichen, was zu Verzerrungen geführt haben könnte. Die Durchführung in Finnland begrenzt die Übertragbarkeit auf andere Kulturen. Zudem wurde bei der Erfassung der Internetnutzung nicht auf etwaige Präferenzen geachtet (z.B. Gaming, soziale Vernetzung, Videos angucken).

Zukünftig sind längsschnittliche Studien angebracht, die geschlechtsspezifische und kulturelle Unterschiede, weitere psychosoziale Variablen und die Bedeutung spezifischer Präferenzen der Internetnutzung berücksichtigen.

Insgesamt trägt die Studie zum besseren Verständnis der vermittelnden Rolle von Einsamkeit in der Beziehung von EIN und depressiven Symptomen im Jugendalter bei und hebt soziale Zugehörigkeit als wichtigen Ansatzpunkt für präventive und therapeutische Maßnahmen hervor.

Jan-Ole Cloes, M.Sc.

Quelle

Zhou, J.; Zhu, N.; Suwada, K.; Toikko, T. (2025): The Protective Role of Social Inclusion: Loneliness as a Mediator Between Excessive Internet Use and Depressive Symptoms in Adolescents. *Psychology Research and Behavior Management*, 18, 1701-1715. <https://doi.org/10.2147/PRBM.S532794>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

3. Die Rolle von Videospielgewohnheiten in der Beziehung zwischen Geschlechterunterschieden und Einstellungen gegenüber Gewalt bei Jugendlichen

Hintergrund und Fragestellung

Die Lebenswelt Schule spielt eine zentrale Rolle für die persönliche und soziale Entwicklung von Jugendlichen, die mit Herausforderungen wie geschlechtsspezifischen sozialen Normen konfrontiert sind. Solche Normen beeinflussen das Verhalten und die Gesundheit junger Menschen und stehen im Zusammenhang mit Jugendgewalt – einem globalen Problem, das besonders im schulischen Umfeld weit verbreitet ist und ernsthafte Folgen wie Depressionen, Drogenkonsum oder geringere Lebenszufriedenheit mit sich bringt. Obwohl viele Studien Gewalt in der Schule mit Faktoren wie Impulsivität, Empathie, Einstellungen oder Videospielkonsum verknüpfen, sind Forschungsergebnisse zu Geschlechterunterschieden in gewalttätigem Verhalten uneinheitlich. Zudem gibt es wenig Wissen darüber, wie Videospielnutzung mit Einstellungen zu Gewalt zusammenhängt. Da die Förderung sozialer und persönlicher Kompetenzen eine zentrale Aufgabe von Schulen ist und die Jugendphase besonders sensibel für solche Entwicklungen ist, besteht ein klarer Bedarf, die Mechanismen hinter der Gewaltakzeptanz bei Jugendlichen beider Geschlechter besser zu verstehen, um wirksame Präventionsmaßnahmen zu entwickeln.

Ziel der Studie

Die spanische Untersuchung soll die Mechanismen aufzeigen, durch die sich Geschlechtsunterschiede in Gewaltakzeptanz erklären lassen. Ausserdem soll geprüft werden, ob eine hohe Frustrationstoleranz diese Effekte abschwächt. Damit sollen Ansatzpunkte für pädagogische Interventionen identifiziert werden.

Methoden

Im Rahmen der Studie wurden Nutzungsgewohnheiten von Videospielen sowie Einstellungen gegenüber

Gewalt und die Frustrationstoleranz unter Schüler:innen im Querschnittsdesign untersucht. Hierzu wurden 877 Teilnehmer:innen (465 männlich, 412 weiblich) im Alter von 12-18 Jahren aus weiterführenden Schulen mittels standardisierter Fragebögen befragt. Zur Vermeidung von Reihenfolgen-Effekten wurden die Skalen zufällig variiert. Die Videospielgewohnheiten wurden mittels 19 Items mit vier Dimensionen ermittelt: (1) Attraktivität von Videospielen, (2) Beeinträchtigung anderer Aktivitäten, (3) Probleme mit Videospielen und (4) Beeinträchtigung von schulischen Aktivitäten. Die Einstellung zu Gewalt wurde mithilfe der Brief Violence Scale for Adolescents anhand der Subskalen grundlose Gewalt sowie Gewalt zur Selbstverteidigung erhoben. Die Erhebung der Frustrationstoleranz erfolgte mittels 8 Items einer spanischen Adaptation der Stress Management Subskala des Emotional Quotient Inventory. An soziodemografischen Daten wurden Alter, Geschlecht, Schuljahr, Schultyp (öffentlich/privat), Notendurchschnitt und Zeit für Hausaufgaben (in Stunden) erfasst. Die Datenanalyse erfolgte mittels deskriptiver Statistiken und bivariaten Korrelationen. Die moderierte Moderationsanalyse erfolgte mittels SPSS PROCESS Macro, Modell 7 sowie Bootstrapping.

Ergebnisse

Es zeigten sich deutliche Geschlechtsunterschiede: Mädchen wiesen eine signifikant geringere Akzeptanz von Gewalt auf ($\beta = -0.53$, $SE = 0.07$, $t = -0.17$, $p < .001$) und spielten insgesamt weniger Videospiele als Jungen. Videospielkonsum hing generell mit höherer Gewaltzustimmung zusammen. Das moderierte Mediationsmodell erklärte 31 % der Varianz. Indirekte Effekte zeigten, dass insbesondere die Störung anderer Aktivitäten ($\beta = -0.13$, $SE = 0.06$, 95 % CI [-



0.25, -0.02]), die Störung akademischer Aktivitäten ($\beta = -0.17$, $SE = 0.04$, 95 % CI [-0.25, -0.09]) sowie die Anziehungskraft von Videospielen ($\beta = 0.22$, $SE = 0.05$, 95 % CI [0.11, 0.32]) zur geringeren Gewaltakzeptanz bei Mädchen beitrugen. Alle vier Videospieldimensionen zeigten eine signifikante Interaktion von Geschlecht $\times$ Frustrationstoleranz: Bei hoher Frustrationstoleranz ist die Videospielnutzung bei Mädchen besonders niedrig, was ihre Gewaltakzeptanz weiter reduziert, während Jungen bei hoher Frustrationstoleranz stärkere Videospielnutzung (Anziehung, Unruhe, Interferenz) zeigen.



Abbildung 1. Pfadmodell: Geschlecht, Videospielkonsum und Gewaltakzeptanz. Linien stehen für statistisch signifikante (direkte und indirekte) Zusammenhänge. +: positive Zusammenhänge, alle anderen Zusammenhänge negativ.

Bewertung

Die Studie zeigt, dass Videospielkonsum, Frustrationstoleranz und Geschlecht maßgeblich die Gewaltbereitschaft und das schulische sowie persönliche Verhalten von Jugendlichen beeinflussen. Besonders deutlich werden geschlechtsbezogene Unterschiede: Jungen spielen häufiger, zeigen stärkere Anziehung zu Videospielen und entwickeln dadurch eher positive Einstellungen zu Gewalt. Mädchen weisen hingegen geringeren Konsum und höhere Frustrationstoleranz auf, was als Schutzfaktor gegen gewaltfördernde Einstellungen wirkt. Allerdings reduziert eine hohe Frustrationstoleranz bei Jungen gewaltakzeptierende Haltungen nicht in gleichem Maße.

Die Autor:innen betonen, dass Frustrationstoleranz eine zentrale Fähigkeit für Emotionsregulation,

Motivation und den Umgang mit Herausforderungen ist. Praktische Implikationen liegen deshalb in pädagogischen und familiären Maßnahmen, die gesundes Spielverhalten fördern, Gewalt- und Suchtprävention stärken und geschlechterbewusste Ansätze verfolgen, um stereotype Muster abzubauen. Ebenso werden Trainings zur reflektierten Videospielnutzung als wichtig erachtet, um problematische Einstellungen frühzeitig zu beeinflussen.

Die Aussagekraft der Ergebnisse ist durch das Querschnittsdesign, die regionale Stichprobe und fehlende Berücksichtigung sozialer Unterschiede begrenzt. Künftige Forschung sollte daher Längsschnittsdesigns nutzen und weitere soziodemografische, akademische und digitale Einflussvariablen einbeziehen. Auch die Art der konsumierten Videospiele sowie der breitere Kontext des digitalen Mediengebrauchs sollten stärker untersucht werden, um Schutz- und Risikofaktoren für ein selbstbestimmtes, gesundes Verhalten von Jugendlichen umfassender zu verstehen.

Katharina Busch, M.Sc.

Leandra Krüger, M.Sc.

Lisa-Marie Schwark, B.Sc.

Quelle

Sánchez-García, J. & Supervía, P. U. (2025). The role of video game consumption habits in the relationship between gender and attitudes towards violence among adolescents. *Scientific Reports*, 15(1). <https://doi.org/10.1038/s41598-025-95555-0>.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

4. Die Prävalenz psychischer Störungen von „Care Leavern“ – ehemals institutionell untergebrachten jungen Erwachsenen

Hintergrund und Fragestellung

Weltweit leben ca. 0,5 bis 1% der Kinder und Jugendlichen außerhalb ihrer Herkunftsfamilien und sind im Vergleich zu Gleichaltrigen aus der Allgemeinbevölkerung mit einer Vielzahl kumulierender biologischer und psychosozialer Risikofaktoren konfrontiert. Dazu zählen z. B. genetische Faktoren, Vernachlässigungserfahrungen, instabile Beziehungen sowie geringer sozioökonomischer Status. Daraus ergibt sich eine erhöhte Prävalenz für psychische Erkrankungen sowie komorbide Störungen. Studien beleuchten, dass die Prävalenzen reduziert werden könnten, wenn evidenzbasierte kinder- und jugendpsychiatrische Interventionen eingesetzt werden, gleichzeitig fehlen Erfahrungen zu langfristiger Wirksamkeit. Studien zeigen, dass das Risiko für ehemals fremdplatzierte junge Erwachsene an einer psychischen Störung zu erkranken im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung deutlich erhöht ist. Außerdem persistieren die erhöhten psychosozialen Belastungen. Dadurch ergeben sich ungünstige Entwicklungsverläufe, mit hohen Risiken für chronifizierte psychische Erkrankungen, Armut und Arbeitslosigkeit. Fehlende adoleszenten- und transitionszentrierte Versorgung, zur Herstellung von kontinuierlicher Behandlung stellen eine weitere Herausforderung dar.

Ziel der Studie

Ziel ist es, die Prävalenz von psychischen Störungen bei ehemals fremdplatzierten jungen Erwachsenen in der Schweiz zu untersuchen. Darüber hinaus werden die gewonnenen Ergebnisse in Hinblick auf mögliche Implikationen für die Jugendhilfesysteme diskutiert.

Methoden

Die Untersuchung nutzt Daten der Studie „Jugendhilfeverläufe: Aus Erfahrung lernen (JAEL)“. Hierbei handelt es sich um eine Verlaufsuntersuchung der epidemiologischen Studie „Modellversuch Abklärung und Zielerreichung“, an der insgesamt N = 592 fremdplatzierte Kinder und Jugendliche aus N = 64 Einrichtungen in der Zeit von 2007 – 2012 teilnahmen. Die Nachbefragung der jungen Erwachsenen erfolgte dann von 2017 – 2020 über einen webbasierten psychometrischen Fragebogen, sowie klinische Interviews. Insgesamt konnten N = 175 junge Erwachsene nach Entlassung aus der Jugendhilfe befragt werden. Soziodemografische Daten einschließlich der Dauer der Fremdplatzierung sowie Angaben zu psychotherapeutischer und psychiatrischer Behandlungshistorie wurden mit einem Anamnesefragebogen erhoben. Die Diagnostik psychischer Störungen sowie von Persönlichkeitsstörungen erfolgte unter Einsatz des SCID-5-CV und SKID-II (strukturiertes klinisches Interview nach DSM-5), im Anschluss wurden die Diagnosen nach ICD-10 klassifiziert.

Ergebnisse

Im Mittel waren die Teilnehmenden zum Untersuchungszeitpunkt etwa 26 Jahre alt, 32% waren weiblich. Die Ergebnisse der JAEL-Stichprobe zeigen, dass insgesamt 58% der befragten jungen Erwachsenen mindestens eine psychische Störung aufwiesen. Die am häufigsten gestellten Diagnosen waren Substanzkonsumstörungen und Persönlichkeitsstörungen (s. Abbildung 1). In der Diagnostik der Persönlichkeitsstörungen zeigten sich außerdem signifikant mehr weibliche Teilnehmende auffällig in Cluster-C Störungen (ängstlich-vermeidend, dependent, zwanghaft),



wohingegen mehr männliche Teilnehmende die Kriterien für eine Alkoholabhängigkeit erfüllten. Diejenigen, bei denen eine psychische Störung diagnostiziert werden konnte, wiesen signifikant mehr wechselnde Fremdplatzierungen auf, hatten häufiger bereits psychologische Behandlung erhalten und waren insgesamt weniger zufrieden mit ihrer gesundheitlichen Situation. In Hinblick auf die Komorbiditäten zeigte sich, dass im Durchschnitt etwa 1.26 Diagnosen vergeben wurden. Bei der Anzahl der gestellten Diagnosen konnten keine Geschlechtsunterschiede festgestellt werden.

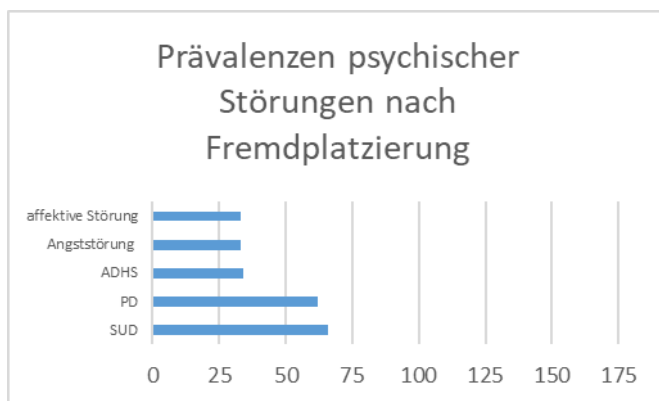


Abbildung 1. Störungsspezifische Prävalenz in absoluten Zahlen (mehrere Diagnosen können zutreffen).

Bewertung

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass ehemals fremdplatzierte junge Erwachsene eine hochbelastete Gruppe darstellen und unterstreichen die Notwendigkeit für frühe Präventionsangebote für psychische Störungen in Einrichtungen der Jugendhilfe. Frühere Studien zeigen, dass sich die Kombination aus institutioneller Unterbringung und evidenzbasierten Interventionen positiv auf die Entwicklung auswirken können, langfristige Ergebnisse dazu fehlen allerdings. Neben den Ergebnissen zu den störungsspezifischen Prävalenzen zeigten sich außerdem Geschlechterunterschiede in Hinblick auf das Auftreten bestimmter psychischer Störungen. Diese Ergebnisse decken sich auch mit solchen aus der Allgemeinbevölkerung und den

Erkenntnissen aus Studien, die zeigen, dass Mädchen v.a. in der Adoleszenz häufiger als Jungen mit internalisierenden psychischen Störungen diagnostiziert werden. Die genutzten Diagnostikinstrumente weisen eine hohe interne Validität auf und werden auch in der klinischen Arbeit zur Diagnostik eingesetzt. Gleichzeitig sind in querschnittlich erhobenen Daten die Rückschlüsse auf Ursache-Wirkungsbeziehungen begrenzt aussagefähig. Dennoch geben die gewonnenen Informationen Aufschluss über eine bisher im deutschsprachigen Raum wenig untersuchte Zielgruppe, die außerdem schwer zu erreichen ist. In Hinblick auf mögliche Präventionsangebote in der Jugendhilfe könnten die Ergebnisse berücksichtigt werden, um individualisierte Angebote schalten zu können.

Anna-Lena Schulz, M.Sc.

Psychologische Psychotherapeutin

Quelle

Seker, S., Bürgin, D., Boonmann, C., d'Huart, D., Jenkel, N., Beck, K., ... Schmid, M. (2025). Die Prävalenz psychischer Störungen von Care Leavern. Zeitschrift Für Kinder- Und Jugendpsychiatrie Und Psychotherapie, 53(3), 139–154.

<https://doi.org/10.1024/1422-4917/a001012>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg